

Pups aus der Dose

Irgendwo muß er den Sinn doch versteckt haben! Todkrank ist Christoph Schlingensief in die Öffentlichkeit zurückgekehrt. Auch in die Kinos

Grit Lemke

Ins Theater oder Kino zu gehen, um bestätigt zu bekommen, daß Fernsehen doof ist, gehört zum verlogenen Konzept, mit dem das Bildungsbürgertum sich die Illusion bewahrt, am Leben teilzunehmen. Dennoch ist es – ganz ausnahmsweise! – kein Fehler, sich »Christoph Schlingensief – Die Piloten« im Kino anzusehen.

Cordula Kablitz-Post, die vor zehn Jahren bei »Talk 2000« Regie geführt hat, dokumentiert hier ein weiteres Medienexperiment des Apothekersohns. Anders als bei der Talkshow-Persiflage 2000 sollten »die Piloten« nie ausgestrahlt werden. Zur Aufzeichnung in der Berliner Akademie der Künste hatte Schlingensief 2007 ernst zu nehmende Künstler und Knallchargen geladen, darunter Klaus Staeck, Rolf Hochhuth, Rolf Zacher, Oskar Röhler, Gotthilf Fischer und Jürgen Fliege.

In die chaotischen Talks mit ihnen werden fingierte Gäste eingeschleust, Schauspieler mit vagem Provokationsauftrag oder jene mental beeinträchtigten Akteure, mit denen Schlingensief seit langem zusammenarbeitet. Wie er immer wieder in die Kamera beteuert, daß er diese sehr ernst nähme und nicht »vorführe«, gehört zu den peinlichen Momenten des Ganzen und zu den Vorteilen von Kablitz-Posts Dokumentation. (Ein Wort, das oft fälschlicherweise für Dokumentarfilm verwendet wird, hier aber tatsächlich paßt, denn es wird mit einem gewissen aufklärerischen Ansatz ein Kunstereignis dokumentiert und in kurzen Backstage-Szenen und Interviewauszügen kommentiert.) Daß Schlingensief ein netter Kerl ist, der unentwegt Hände schüttelt und es ehrlich meint, sieht man. Nichts läge ferner, als ihn des Behinderten-Bashings zu bezichtigen.

Warum das allerdings für die »gesunden«, prominenten Gäste nicht gelten sollte, ist die Frage. Richtig, die sind ja selbst schuld und genießen gemeinhin jede Menge Vorteile ob ihrer privilegierten Position. Wer sich zudem freiwillig in eine solche Situation begibt, muß entweder wirklich eine Menge Spaß verstehen oder aber besonders mediengeil beziehungsweise bescheuert sein. Die meisten jedoch, so scheint es, kommen aus purer Freundschaft oder Bewunderung für Schlingensief, der sie zum Dank der Reihe nach verarscht. Seine Intentionen bleiben rätselhaft.

Das Ganze mutet wie ein überdimensioniertes Suchbild mit Suchenden an. Alle sind emsig bemüht, den Sinn zu finden. Irgendwo muß der Christoph den doch versteckt haben! So entstehen groteske, großartige Momente, die immer mit jener Verunsicherung zu tun haben, die echter Kunst im Allgemeinen und Schlingensief im Besonderen mitunter zu eigen ist. Etwa, wenn intellektuelles Gelabere durch den anklagenden Auftritt eines angeblichen Suhrkamp-Mobbing-Opfers unterbrochen und ad absurdum geführt wird oder der souverän agierende Sido Pupsspray in die wild durcheinander baldowernde Runde sprüht – um zu bekräftigen, daß hier nur Scheiße geredet wird.

Ob das alles – wie intendiert und mehrfach betont – mediale Manipulationen offenlegt oder in

Frage stellt, ist zu bezweifeln. Daran ändert auch das (verzichtbare und redundante) letzte Drittel des Films, in dem Schlingensiefel mit dem Medientheoretiker Boris Groys das eigene Tun zu analysieren versucht, nichts. Und um zu sehen, wie Strategien der Selbstinszenierung dekonstruiert werden, kann man genausogut Kurt Krömer einschalten. Mit dem Unterschied freilich, daß Krömer eine Kunstfigur ist und Schlingensiefel sich nicht entscheiden kann. Während er zum selbstgestellten Thema Krankheit anfangs noch überlegen die Fäden in der Hand hält, entgleiten sie ihm mit dem nahenden Tod des Vaters mehr und mehr, bis er schließlich überwältigt von den eigenen Gefühlen die Kamera flieht. Das ist menschlich berührend – ebenso wie die von Kablitz-Post eingefangenen intimen Momente der Vater-Sohn-Kommunikation – aber eben in bezug auf mediale Zusammenhänge kein weltbewegendes Ereignis. Wen wundert's, wenn ein Glashaus zerbricht, in dem einer unentwegt Felsbrocken herumwuchtet?

Trotzdem gelingt es dem Film, unsere Begriffe von Authentizität und medialer Inszenierung ordentlich durcheinander zu wirbeln. Denn vor Schlingensiefels kindlich-echter Trauer steht die Hölle bürgerlicher »Betroffenheit«, mustergültig (auch in klug ausgewählten Backstage-Szenen) vorgeführt am Beispiel der Heulsuse Claudia Roth. Am Tag der Aufzeichnung verlor sie einen Freund und entblödet sich nicht, seinen Tod dem Medium (also hier Schlingensiefel) zu überantworten. Während man sie kaum ertragen kann, stellt sich bei seinem Gefühlsausbruch eher so etwas wie Empathie her. Wenn man sich nun selbst fragt, warum man so reagiert, hat der Film schon viel erreicht.

Es gibt noch einen anderen Subtext für das, was man sieht. Lange nach den Aufzeichnungen wurde die Krebserkrankung des Künstlers bekannt. Nur deshalb fühlte sich sogar Bild bemüßigt, den Film zu besprechen. Nun haben es dokumentarische Formen immer schwer, ihr Publikum zu finden. Wenn es also der Wahrheitsfindung dient, bitte. Den Film aber hauptsächlich daraufhin zu interpretieren, würde ihm nicht gerecht. Wie gesagt: Für Leute, die ins Kino gehen, um Fernsehen doof zu finden, ist er ein Knaller. Alle anderen werden sich streckenweise gut amüsieren, zuweilen erschrecken und am Ende ein bißchen ins Grübeln geraten, wofür man heutzutage schon dankbar sein muß – und weiter fernsehen. Einer muß die Drecksarbeit ja machen.

»Christoph Schlingensiefel – Die Piloten«, Regie: Cordula Kablitz-Post, BRD 2008, 95 min

Erschienen in: junge Welt, 17.01.2009

<http://www.jungewelt.de/2009/01-17/020.php>